

Nr. 259. Bromberg, den 10. November 1931.

Das doppelte Gesicht

Roman von Max Neal.

(2. Fortsetzung.)

Der Gesandte und Poisson verbeugten sich. Wie die Entschlüsse ausfallen würden, wußten sie von vorhinein. Ein lächerliches Getue, ein Spreizen ohne Zweck. Sie gingen rückwärts Schritt für Schritt gegen die Tür, wo sie sich, wie es die Etikette vorschrieb, nochmals verneigten, dann verließen sie das Arbeitskabinett des Herzogs.

Draußen im Audienzsaal erwartete sie der Hofmarschall.

Auf seinen fragenden Blick erwiderte der Vicomte: „Schlechter Laune! Sehr schlechter Laune, Herr Baron. Er war entrüstet, als er von der Spionageaffäre hörte."

„Vicomte haben ihm um Christi willen doch nicht gesagt, auf wen Sie Verdacht haben?" stammelte ängstlich Hahn.

Semour schüttelte den Kopf. „Er hätte sonst kaum versprochen, den Spion sofort erschießen zu lassen, sobald wir ihn gefunden haben."

Nach gegenseitigen zeremoniellen Bücklingen entfernten sich die Franzosen.

Der Hofmarschall sank in sich zusammen wie ein Feuer, das am Erlöschen ist.

Im Kabinett des Herzogs ging Johann Georg, die Arme auf den Rücken gelegt, mit festen, schweren Schritten auf und ab, so daß die auf einem kleinen Tischchen stehenden Gläser gegen die Wasserkaraffe klirrten. Plötzlich bleibt er vor den Ministern stehen: „Nun?"

Die beiden Herren zuckten fast gleichzeitig die Achseln.

„Ja, die Achseln zucken, das können Sie. Das verpflichtet zu nichts!" spottete der Herzog. Dann aber machte er eine abwehrende Geste. „Ich weiß schon: es heißt eben mit den Wölfen heulen, sonst sitze ich im nächsten Augenblick im Exil, wie so viele andere. Der Teufel soll den Rheinbund holen! Wir deutschen Fürsten sind ja nichts anderes als Vasallen dieses Napoleon .. dieses kleinen Korporals, der sich die Kaiserkrone aufsetzte, wie sich ein anderer den Hut aufsetzt."

Der Herzog hielt einen Augenblick inne, als wartete er, ob einer seiner Minister etwas sagen würde. Als diese jedoch schwiegen, fuhr er fort: „Aber wer ist schuld daran? Wir selbst. Napoleon ist nur möglich, weil wir alle uneins sind, weil jeder von uns nur an sich, an seine nichtsnutzigen, lächerlichen Kirchturminteressen denkt und das große Ganze Nebensache sein läßt!"

„Hoheit, die Wände haben Ohren!" mahnte Schwaz.

Johann Georg mäßigte sich. Seine Erregung ebbte langsam ab. „Ja, ja, Sie haben recht. Sehen Sie also zu, meine Herren, wie wir diesen neuerlichen Aderlaß von Gut und Blut überstehen können, ohne daran völlig zugrunde zu gehen."

Er überlegte einen Augenblick. „Was ich tun kann, soll geschehen. Meine Schwester, die Prinzessin Amalie und ich werden Ihnen, Schwaz, unseren letzten Schmuck übergeben, machen Sie ihn zu Geld."

Der Finanzminister erhob die Hand zu einer halben, fast hilflosen Bewegung, aus der nicht zu erkennen war, ob er den Entschluß des Herzogs billige oder nicht.

Der Herzog achtete nicht darauf, nickte den beiden zu und schritt mit gesenktem Kopf an die Tür. Dort drehte er sich nochmals um. „Und was den Spion betrifft ... so glaube ich nicht daran. Woher will Napoleon wissen, daß die Spionage gerade von meinem Hof ausgeht? Der Mann kann doch ebensogut bei jedem anderen Verbündeten des Rheinbundes sitzen. Es wird sich wohl wieder um eines der beliebten Mätzchen des Kaisers handeln, mit denen er uns einschüchtern, zahm und gefügig machen will. Aber ich krieche nicht mehr auf diesen Leim", sagte Johann Georg und ging mit kurzem Gruß aus dem Kabinett.

Die Tür fiel hinter ihm heftig ins Schloß.

Reuker, der an der mühsam unterdrückten Wut zu ersticken drohte, brach jetzt los: „Herrgott, warum nicht dreinschlagen dürfen! Warum nicht dreinschlagen dürfen, daß die Fetzen fliegen. Lieber ein Ende mit Schrecken als dieser Schrecken ohne Ende. Lieber einen ehrlichen Soldatentod als dieses Hundeleben von Napoleons Gnaden!"

„Reuker, wir können nichts anderes tun, als täglich Gott bitten: Herr, mach uns endlich frei!"

Drittes Kapitel.

Die Gräfin Hauenstein bewohnte mit ihrer Tochter Bettina ein einstöckiges, ziemlich schmuckloses Häuschen, das am äußersten Ende des Schloßparkes gelegen ist und früher als Gärtnerwohnung gedient hat.

Als die Gräfin nach dem Tode ihres Gatten aus Petersburg zurückgekehrt war und den Herzog von Isenburg-Birstein, der ihrem Mann in alter Freundschaft verbunden war, um ein Asyl gebeten hatte, hatte er sie in diesem Häuschen untergebracht, nachdem es instand gesetzt und mit Möbeln aus dem Schloß eingerichtet worden war.

Hier lebte sie seit drei Monaten in völliger Zurückgezogenheit. Sie verließ kaum das Haus und dann nur, um am Arm der Tochter einen kurzen Spaziergang auf den mit Gras überwucherten Wegen des Parkes zu machen, der in diesem abgelegenen Teil stark verwildert und völlig ungepflegt war.

Der Herzog hatte ab und zu die beiden Damen aufgesucht, um sich nach ihren Wünschen zu erkundigen. Es war das mehr eine Formsache und im Anfang geschah das nur selten und gelegentlich. Bald erschien er aber öfter in dem einsamen Gärtnerhäuschen, angezogen von dem seltenen Liebreiz und der bezaubernden Eigenart Bettinas.

Johann Georg pflegte um die Dämmerstunde zu kommen, wenn draußen die Sonne im Dunst des scheidenden Wintertages wie eine große, rote Scheibe hinter dem Schloß versank und die Nebel langsam Busch und Baum mit weißen Schleiern umhüllten.

Da saß man dann um den ovalen Tisch bei brennenden Kerzen in dem kleinen Salon, zu dessen Einfachheit und

Nüchternheit die etwas prunkvollen Möbel aus dem Schloß nur schlecht passen wollten, und trank Tee.

Wenn ihm Bettina die gefüllte Tasse reichte und ihre Hand dabei unwillkürlich mit der seinen in Berührung kam, dann durchströmte den alternden Mann ein heißes Gefühl, das sein Herz lebhafter schlagen ließ. Sein Blick ruhte dann wie gebannt auf ihrer schlanken, zierlichen Gestalt.

In ihrem schmalen, feingeschnittenen Madonnengesicht mit dem dunklen, gescheitelten Haar war bei aller Lieblichkeit etwas so Ausdrucksvolles und Geheimnisvolles, daß er sich immer wieder gefesselt fühlte. Nur in ihren Augen lag etwas Abgründiges, in ihnen war die Spur eines unerfüllten Lebens, einer ungestillten Sehnsucht zu lesen.

Und in diesen stillen Stunden, in denen der Herzog alle Sorgen vergaß, wuchs in ihm die Liebe zu dem Mädchen mächtig empor.

Bettina hatte bald bemerkt, wie es um den Herzog stand. Sie wurde zum Leidwesen ihrer Mutter um so zurückhaltender und verschlossener, je deutlicher sie die Absichten des Herzogs erkannte. Sie vermied alles, was ihn glauben machen konnte, daß auch sie ihn liebe.

Johann Georg aber hielt ihre Zurückhaltung für Schüchternheit und kindlichen Respekt vor seiner Person. Er gehörte zu jenen Menschen, die das Leben nehmen, wie es ist. Er war in Liebesdingen eine unkomplizierte Natur. Seit drei Jahren war er Witwer und war in dieser Zeit keiner Frau mehr nähergetreten. Das innere Feuer in ihm schien erloschen. Er hatte für die Liebeshändel, wie sie sich an jedem Hof abspielten, nur ein mitleidiges Lächeln, ein verzeihendes Verstehen. Er selbst aber blieb unberührt davon, bis jetzt Bettina in sein Leben trat und die unter der Asche noch glimmende Glut zu hellen Flammen entfachte.

Und so hatte er der Gräfin vor einigen Tagen die Eröffnung gemacht, daß er die Komtesse liebe und sie zu seiner Frau zu machen gedenke. Die Gräfin war über das große Glück, das ihrer Meinung nach ihrem Kind damit in den Schoß fiel, verwirrt, fassungslos. Sie stammelte einige Worte, die keinen rechten Zusammenhang hatten.

„Sprechen Sie mit Bettina", hatte der Herzog gesagt. „Ich will ihre Entscheidung nicht beeinflussen. Sie soll aus freiem Willen und fern von jedem Zwang erklären, ob sie mich will. Aber sagen Sie ihr auch, ein großes Gefühl ist eine große Gabe von Gott. Wir müssen oft lange darauf warten."

Die Gräfin, die allmählich ihre Haltung wiedergewonnen hatte, hatte dem Herzog versichert, daß ihre Tochter keinen anderen Wunsch kenne als den, ihm ihre Dankbarkeit für alle die Güte und Gnade zu beweisen, die er ihnen habe zuteil werden lassen.

Darauf hatte der Herzog die Stirne in Falten gezogen und in ärgerlichem Tonfall erwidert: „Nicht Dankbarkeit soll es sein, die sie mir in die Arme führt. Dankbarkeit ist ein falscher Vermittler, wo es sich um Liebe handeln soll."

Die Gräfin war in neue Verwirrung geraten. Liebe und Dankbarkeit seien doch nahe Verwandte, hatte sie entschuldigend gemeint.

Der Herzog hatte die Damen für heute ins Schloß bestellt. Er wollte Bettinas Entscheidung aus ihrem eigenen Mund hören.

Das Gärtnerhaus lag im flimmernden Sonnenschein. Am wilden Wein, der sich an einem grüngestrichenen Spalier an den Mauern des Hauses emporrankte, quollen die Blätter aus den braunen Hülsen hervor und an der wild wuchernden Klematis und den Kletterrosen, die den Eingang überwölbten, zeigten sich bereits Knöspchen. Ein paar alte, verkrüppelte Apfelbäume standen seitwärts vom Haus. Sie waren übersät mit Blüten, in denen die Bienen summten. Und das Land ringsum war eine einzige Laube von blühenden Büschen. So war der Frühling, der große Zauberer, überall am Werk.

Bettina saß am Toilettentisch ihres Schlafzimmers. Die Fenster standen weit offen und ein süßer, sonnendurchwärmter Lufthauch strömte herein.

Sie hielt das Bild eines jungen russischen Reiteroffiziers in Händen und betrachtete es mit weher Inbrunst. Auf ihren langen Wimpern bildeten sich zwei Tränentropfen. Sie stand im Bann der Erinnerung an die Tage in Petersburg: wie ihr Vater eines Tages Iwan Taschow als Gast in das Haus brachte und wie sie sich vom ersten Augenblick an von der ernsten, bescheidenen Art des jungen Offiziers angezogen fühlte.

Iwan Taschow war von Geburt ein Balte, sprach fließend Deutsch und war über die Verhältnisse in Deutschland außerordentlich unterrichtet, was ihn dem Grafen Hauenstein besonders sympathisch machte. Da er sehr musikalisch war, spielten er und Bettina oft zusammen vierhändig auf dem Spinett Bach und Mozart, während der Graf, der die Musik ebenfalls sehr liebte, am Feuer des großen Kamins in seinem Lehnstuhl saß und andächtig zuhörte. Und aus den Tönen der Musik spannen sich die Fäden zwischen den jungen Menschen.

Bettina ließ die Hand mit dem Bilde langsam in ihren Schoß sinken und blickte sinnend durch das offene Fenster hinaus auf die blühenden Bäume. Ein Sonnenstreifen fiel herein und malte einen großen weißen Fleck auf den Fußboden. Es war still im Zimmer. Irgendwo klapperte ein Fensterflügel.

Ihre Gedanken aber weilten noch in der Vergangenheit:

Es war ein Frühlingstag wie heute, als sich auf dem Gartenfest des Fürsten Stepanow ihre Herzen öffneten. Bettina und Iwan hatten sich etwas von der Gesellschaft zurückgezogen. Sie durchschritten einen einsamen Laubgang. Ganz gefangengenommen von dem, was ihre Seelen erfüllte, gingen sie nebeneinander, ohne ein Wort zu sprechen, gerade, als wäre zwischen ihnen alles gesagt, was zu sagen ist.

Wie von einer geheimen Kraft getrieben legte Iwan seinen Arm um sie und ihre Lippen fanden sich zu einem heißen, innigen Kuß.

Und nun kamen herrliche, glückliche Tage, die nur eine Trübung durch den Tod des Grafen von Hauenstein erfuhren.

Iwan nahm der Witwe alle die peinlichen Gänge und schrecklichen Dinge ab, die mit einem Todesfall verknüpft sind. Er führte die Gräfin am Arm, als sie hinter dem Sarg schritten, und war immer bereit und hilfreich, wenn die Damen seiner bedurften.

Bettina aber, welcher der Tod ihres Vaters sehr nahe gegangen war, fand nur Trost in der großen, selbstlosen Liebe Iwans.

Graf Hauenstein hatte kein Vermögen hinterlassen und die Gräfin sah, nahezu unbemittelt, mit großer Sorge der Zukunft entgegen. Bettina und Iwan, dessen Vater General war und einiges Vermögen besaß, wollten daher bald heiraten und die Mutter dann zu sich nehmen.

Aber das Schicksal hatte es anders bestimmt.

Eines Tages erschien Iwan bei Bettina mit ernstem, betrübtem Gesicht, auf dem etwas wie Bestürzung lag. Er nahm sie in seine Arme und blickte ihr mit solcher Trauer in die Augen, daß Bettina heftig erschrak, als ahne sie etwas Schreckliches.

„Bettina, wir müssen uns auf längere Zeit trennen", sagte er und in seiner Kehle würgte verhaltener Schmerz.

Das Mädchen umklammerte ihn mit einem leisen Aufschrei: „Trennen? Was ist geschehen?"

„Ich muß in einer wichtigen politischen Mission fort und darf bis zu ihrem Gelingen nichts von mir hören lassen", antwortete Iwan leise, als fürchtete er sich selbst vor seinen Worten.

Bettina konnte das Entsetzliche nicht fassen.

Er strich ihr liebkosend über das Haar und sprach ihr tröstend zu, obwohl er selbst des Trostes bedurft hätte. „Es muß sein, Bettina . . . Befehl des Zaren. Als Offizier habe ich zu gehorchen", meinte er kleinlaut. Und dann nach einer kleinen Pause: „Wann ich zurück sein werde, kann ich heute noch nicht sagen. Vielleicht ist meine Mission schneller beendet als wir glauben, und dann komme ich wieder zu meiner Bettina." Aber seine Worte hatten nichts Überzeugendes. Sie klangen so, wie man etwas sagt, nur um über eine peinliche Situation hinwegzuhelfen.

„Und nicht eine Zeile, nicht das kleinste Zeichen deiner Liebe soll ich während deiner Abwesenheit erhalten?" jammerte Bettina.

Iwan schüttelte langsam den Kopf. „Es darf nicht sein. Es könnte meine ganze Mission gefährden. Fasse Mut, Liebste“, stieß er mühsam hervor und biß die Zähne aufeinander, um nicht die Fassung zu verlieren.

Er zog die schlanke, mädchenhafte Gestalt stürmisch an sich und bedeckte Bettinas Mund, ihre Wangen, ihren Hals mit wilden Küssen, in die sich die Bitterkeit des Trennungsschmerzes mischte, fürchtete er doch, daß diese Trennung bei den Gefahren, die seine Mission in sich schloß, für immer in diesem Leben sein konnte.

Als er dann ein paar Tage später in Zivilkleidung reisefertig kam, um Lebewohl zu sagen, gab es einen verzweifelten, schmerzvollen Abschied zwischen den jungen Leuten. Bettina hing weinend an seinem Hals, stammelte unaufhörlich die gleichen Worte: „Bleib bei mir . . . bleib bei mir!“

Iwan schloß sie nochmals leidenschaftlich in die Arme, dann riß er sich los und stürmte, ohne sich umzusehen, aus dem Haus.

Bettina aber sank ohnmächtig zu Boden.

(Fortsetzung folgt.)

Das Schicksal eines Buches.

Von **Paul Keller.**

Der erste meiner Romane war erschienen — der „Waldwinter“. Der Stoff zu einem neuen Dorfroman beschäftigte mich, und ich glaubte, er würde wohl heißen können: „Die Heimat“.

Eines Tages war ich damals ganz allein in meiner sehr bescheiden ausgestatteten Wohnung, als ich durch schrilles Läuten aus meinem Mittagschlaf gescheucht wurde. In der Entreetür erschien ein großer Mann, der einen kostbaren Pelz trug. „Melden Sie mich Herrn Keller!“ sagte er herrisch. — Ich unterdrückte ein Gefühl des Beleidigtseins, da ich mir sagte, ein Mensch, der wie ich ohne Schuhe und ohne Halskragen in einer Hausjacke dastand, noch dazu am Sonntagnachmittag, könne unmöglich einen zur Bewunderung zwingenden Eindruck machen. Also sagte ich, ich sei selbst Herr Keller. Er sah erstaunt auf und sagte: „Sie sind Paul Keller? Na, den hätte ich mir doch 'n bisken anders vorjestellt.“ Ich bat mit einem Lächeln um Verzeihung dafür, daß ich nicht stattlicher aussah. Er zerpreßte mir mit einem Tatzendruck die rechte Hand, schlug mir mit einem freundschaftlichen Faustschlag die linke Schulter lahm und ging mit mir in die Wohnstube. Dort sagte er mir, daß er der Kommerzienrat Georg Büxenstein aus Berlin sei, der Hauptinhaber der Allgemeinen Verlagsgesellschaft in München und damit der Verleger meines Buches „Waldwinter“. Er äußerte, soweit das seine rauhe Art zuließ, einiges Freundliche über dieses Buch und gestand, daß er mit ihm geschäftlich recht gute Erfolge gehabt habe. Dieses Eingeständnis war für einen Verleger einem Autor gegenüber erstaunlich.

„Also, und nun werde ich mit Ihnen Kontrakt machen über Ihren zweiten Roman.“ — „Ich habe gar keinen zweiten Roman.“ — „Aber Sie werden doch — zum Donnerwetter — einen schreiben!“ — Nun wurde ich doch ärgerlich über diesen draufgängerischen Ton und ich sagte: „Ja, ich werde — zum Donnerwetter! — einen schreiben... wahrscheinlich . . . vielleicht . . . oder auch nicht . . . wer kann das wissen?“ — „Reden Sie nicht lange! Machen Sie mir nicht mein „Donnerwetter“ nach; Sie bringen es doch nicht richtig heraus. Wie wird der neue Roman heißen?“ — „Ich weiß es noch nicht; ich habe noch keine Zeile davon geschrieben; nur Vorstudien habe ich. Vielleicht wird er „Die Heimat“ heißen.“ — „Die Heimat“ — hm — „Waldwinter“ war ein orgineller Titel. Aber egal! Wir machen jetzt Kontrakt über die „Heimat“. — „Ich sagte Ihnen schon, daß dieser Roman noch nicht existiert. Ich kann doch nicht eine Ernte verkaufen, wenn ich noch gar nicht gesät habe!“ — „Kann man, mein Lieber, kann man; da fragen Sie nur mal auf den Rittergütern nach, wenn's Geld knapp is!“

Er sah sich wieder in meiner bescheidenen Behausung um und sagte: „Wissen Sie was, — ich werde Ihnen auf die „Heimat“ tausend Mark Anzahlung leisten.“ Tausend Mark waren 1903 ein schweres Geld, zumal für einen armen Schullehrer. Büxenstein zückte auch wirklich eine braune Tausendernote und legte sie auf den Tisch. In diesem Augenblicke erwachte in mir der in Verlegerkreisen so unbeliebte Autorenstolz. Ich sagte: „Herr Kommerzienrat, ein literarisches Werk kann nicht auf Bestellung, auf Anzahlung, auf Lieferungstermin gestaltet werden. Ich will gänzlich frei bleiben!“ — Er lächelte überlegen und sagte: „Was Sie mir da erzählen, steht in jedem Literaturblättchen. Es handelt sich nicht um solchen Kohl, sondern um Geschäftliches, es handelt sich . . . ob . . . daß . . . falls . . . wenn . . . und überhaupt . . . Sie einen zweiten Roman schreiben — wie er heißen wird und was Sie reinschreiben, ist mir ganz egal —, daß ich dann dieses eventuelle Werk habe. Sie sollen nicht mehr gezwungen sein, in einen fremden Laden zu laufen. Verstehen Sie? Also, wollen Sie in diesem Sinne die tausend Mark annehmen?“

„Nein!“ sagte ich stolz, „ich lebe in wirtschaftlich geordneten Verhältnissen.“

„Na, ja, ja“, sagte er und schaute sich in der Wohnung um. „Sie haben es ja soweit ganz nett! Erlauben Sie mir, daß ich mir eine Ihrer Zigarren nehme!“

„O weh“, dachte ich, „das Stück zu sechs Pfennigen.“

Büxenstein guckte in eine Zigarrenkiste, die da herumstand und sagte:

„Groß ist Ihr Vorrat nicht. Eine Zigarre, zwei Zigarrenbändchen sind in der Kiste. Also in wohlgeordneten Verhältnissen! So stecke ich mir halt meinen braunen Lappen wieder ein.

Büxenstein schied von mir, nachdem ich eine Verpflichtung unterschrieben hatte, mein nächstes Buch, wie es auch heiße, was es auch enthalte, wann es auch fertig werde, keinem anderen Verlage zu geben als dem seinen. Seine Bedingungen, das muß ich sagen, waren anständig.

So hatte mein neues literarisches Kindlein „Die Heimat“ eine Heimat, noch lange vor der Geburt. Büxenstein hat es erleben müssen, daß mich diese „Geburt“ fast das Leben gekostet hätte.

*

„Habent sua fata libelli!“ das ist der Sinnspruch der Buchhändler, „Bücher haben ihre Schicksale!“ — Der „Heimat“ ist es gut gegangen. Sie war von Haus aus ein Glückskind, obwohl sie mich selbst beinahe das Leben gekostet hätte. In über einer halben Million deutscher Häuser durfte die „Heimat“ einkehren, und in fremden Landen mit fremder Sprache ist sie zu Hause. Wenn ich aber bei jener komischen Sonntagnachmittag-Konferenz zu Büxenstein gesagt hatte: „Ich werde das Buch schreiben vielleicht . . . oder auch gar nicht . . .!“ so wäre dieses „gar nicht“ beinahe Wahrheit geworden.

Am 26. Mai 1903 hatte ich das vorletzte Kapitel der „Heimat“ beendet. Ich war müde; neben der aufreibenden Tätigkeit eines Lehrers intensiv literarisch tätig zu sein, ist zu viel für einen zwar gesunden aber nicht robusten Organismus. Ich war nicht im mindesten krank, aber . . .

Am 27. Mai 1903, früh morgens, erlitt ich einen lebensgefährlichen Blutsturz. Testament . . . Sterbesakrament . . . Abschied von den weinenden Verwandten — naher Schluß!

Ich war damals noch nicht dreißig Jahre alt. Da gilt es als bitter, zu scheiden. Ich kann wahrheitsgemäß sagen, daß ich mich damals vor dem Tode nicht gefürchtet habe. Mir tat nichts weh; ich sah nur manchmal im Nebel der Sinnesschwäche eine große Brücke. — Aber wenn es mir besser ging, quälte mich der Gedanke, daß meine „Heimat“ nicht fertig sei. Das war eine Sorge. So fest überzeugt war ich, sterben zu müssen, daß ich sagte: „Mein Freund, Paul Barsch, soll die „Heimat“ zu Ende schreiben!“

Eine Woche lang schwebte ich zwischen Leben und Tod. Dann gab der getreue Hausarzt Hoffnung. Und von dieser Stunde an richtete ich an ihn und an meine beiden lieben „Grauen Schwestern“ die inständige Bitte, mich doch die „Heimat“ zu Ende schreiben zu lassen. Der Arzt lehnte alles ab. Völlige physische und psychische Ruhe verlangte er.

Ja, aber die seelische Ruhe kam nicht. Sie konnte durch keinerlei ärztliche Mahnungen erreicht werden. Bis der Arzt sagte: „Ehe er nicht mit seinem Roman zu Ende ist, bekomme ich ihn nicht ganz ruhig, wie es nun einmal unbedingt sein muß.“

Da baute er mir mit der Schwester ein Schreibpult ins Bett. Ich bekam eines meiner geliebten blauen Schulhefte, in die ich alle meine Werke schreibe, und schrieb mit Bleistift den Schluß der „Heimat".

Dann dachte ich: „Wie Gott will . . . Ich bin fertig!" — Dieser Schluß der „Heimat" steht unverändert noch heute im Buch. Das Schlußkapitel ist das weitaus kürzeste des Romans, weiter langte damals die Kraft nicht, es ist auch schmal im Humor, aber ich habe nie später etwas daran ändern mögen; das Schlußwort „Heimat ist Friede", geschrieben von einem Dreißigjährigen, der sich dem Tode verfallen glaubte, steht, so hoffe ich, fest da. —

*

Weltkrieg. — Einem Freunde von mir wurde gleich am Anfang des Krieges in Polen der eine Fuß zerschossen, er wurde vom Schlachtfeld abgeschleppt und unter unsäglichen Leiden nach Ostsibirien gebracht. Dort, in der Stadt Tschita, wurde dem armen Mann, einem Schlesier, der in Breslau Frau und vier Kinder hatte, berichtet: „Breslau ist völlig zerstört, zusammengeschossen, die Einwohnerschaft getötet durch überwältigenden Sieg der Russen."

Wer ermißt die Qual eines solchen Menschen!

Die Gefangenen hatten in Tschita Bewegungsfreiheit. Eines Tages sah mein gefangener Freund in einer Buchhandlung, die ausländische Literatur führte, den Roman „Die Heimat" von Paul Keller. Daß er seinen letzten Groschen hergab, ist kein Wunder. Dieses Buch war nun für den Unglücklichen, der Freiheit, Vaterland, Weib, Kinder verloren hatte, das einzige, was ihm in eisiger Fremde von der „Heimat" übriggeblieben war. Er schrieb mir eine Postkarte. Wie durch ein Wunder kam sie an; andere Korrespondenz war verloren gegangen; ich konnte diese Postkarte der Frau und den Kindern schicken, die in dem vom Krieg niemals auch nur im mindesten versehrten Breslau lebten und deren schwerste Sorge einzig die um Gatten und Vater war. Nach siebenjähriger Gefangenschaft (in Sibirien!) kam jener Paul Soremba nach Deutschland zurück. Seine Frau, die treulich sieben Jahre auf ihn gewartet hatte, starb drei Wochen nach der Rückkehr des Mannes.

*

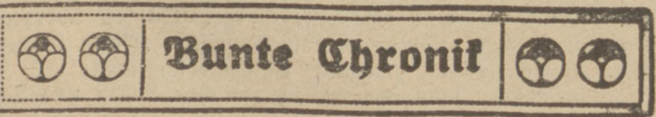
„In meiner Bibliothek steht ein unansehnliches Buch, ohne festen Einband, nur „broschiert": „The Thuis!" Te Yper, by Callewaert = De Meulenaere in de Boterstraat 36."

Dieses Buch sandte mir im bösen Kriegsjahre 1917 ein aus Schlesien stammender Divisionspfarrer mit der Nachricht, daß er es in einem völlig zerschossenen Hause auf dem westlichen Kriegsschauplatze in Roulers, dem schrecklichsten Kriegsfelde, zwischen verkohlten Balken hervorgezogen habe. „The Thuis" ist die flamländische Übersetzung der „Heimat". Aus dem Trommelfeuer gerettet in verbrannter Welt! Das Haus war hin. Zwischen verkohlten Balken quetschte das Buch, das einzige, was in der grausigen Zerstörung übrig geblieben war. Es steht mit der handschriftlichen Einzeichnung des Übersenders in meinem Bücherschrank: „Warwelyserm, 10. Dezember 1917." Keine Seite fehlt. Der Papierumschlag ist ganz, an den Seitenecken nur sind kleine Brandmale. —

„Habent sua fata libelli!" „Bücher haben ihre Schicksale!"

*

Paul Kellers „Heimat" und „Das letzte Märchen" sind jetzt ebenfalls als Volksausgabe (ungekürzt, in Leinen geb.) zu 2,85 RM. im Bergstadtverlag-Breslau erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen.



* **Die Gefahren der Simulation.** Der Artist Siegfried Scholz, ein Mann von 45 Jahren, war bereits siebenmal wegen Diebstahl vorbestraft, als er vor drei Monaten dem Wiener Oberlandesgericht vorgeführt wurde, und zwar unter der Beschuldigung, wertvolle Schmuckstücke gestohlen zu haben. Man konnte den Angeklagten jedoch nicht bewegen, irgendeine Antwort zu geben. Er simulierte Stummheit. Daraufhin wurde der Prozeß vertagt. Der Artist sollte von Psychiatern eingehend untersucht werden. Kürzlich fand nun die zweite Verhandlung statt. Darin erklärten die Gerichtsärzte, Scholz sei zur Zeit der Diebstähle vollkommen zurechnungsfähig gewesen. Und bei der in der ersten Verhandlung zur Schau getragenen Stummheit habe es sich um Simulation gehandelt. In der Zwischenzeit aber hätte die hartnäckig fortgesetzte Simulation der Stummheit zur Folge gehabt, daß der Angeklagte tatsächlich unfähig geworden sei, seinen Kehlkopf zu gebrauchen, also nicht mehr sprechen könne. Man mußte also dem Angeklagten gestatten, sich während der Verhandlung schriftlich zu verantworten, was dann durch kleine Zettel geschah. Mit einiger Mühe vermochte der Vorsitzende daraus zu entnehmen, daß die Tat im Kokainrausch geschehen sei. Diese Ausrede half dem Artisten wenig. Für die Diebstähle verurteilte ihn der Richter zu dreijährigem schweren Kerker, für die Simulation hat er sich selbst mit lebenslänglicher Stummheit bestraft.

* **Der Mann mit den unverwüstlichen Stiefeln.** Qualitätswaren sind auch in den Vereinigten Staaten nicht mehr so sehr geschätzt, wie sie es zu Großvaters Zeiten waren. Es wäre auch lästig, wenn ein Anzug oder ein Paar Stiefel ein ganzes Leben lang hielte, weil sie inzwischen doch ein paar Dutzend Mal veraltet sind. Da kann man die Stiefel des würdigen Herrn Jakob Miller aus Pleasant Hill (Missouri) als eine Art Weltwunder bezeichnen. Miller ließ sich die Trittchen, die ihm bis an die Knie reichen, anfertigen, als er gerade 22 Jahre alt geworden war. Vor einigen Wochen aber konnte der alte Herr in den gleichen Stiefeln seinen dreiundneunzigsten Geburtstag feiern! Sein Schuhwerk hat also schon 71 Jahre lang seinen Dienst getan. Und wie! Nicht etwa, daß Miller sie nur alle Jubeljahre anzieht, nein täglich. Der alte Herr läßt sich gern in seinen Stiefeln bewundern. „Ja", sagt er dann, „die sind angefertigt worden, als Treu und Glauben noch galt. Das beste Leder hat der Schuster dazu verwandt, und nur deshalb sind die Sohlen noch die alten wie am ersten Tag." Da Miller stets in Pleasant Hill gelebt und die Stiefel seit Menschengedenken keinem Schuster anvertraut hat, so muß man schon seiner Erzählung von der geradezu märchenhaften Haltbarkeit seines Schuhwerkes Glauben schenken. Ob die Rinder vor drei Vierteljahrhunderten besseres Leder hergaben? Übrigens gibt sich der alte Herr, was die Schönheit seiner Stiefel anbelangt, keinen Illusionen hin: „Ich weiß, daß man mit der Laterne suchen müßte, um unter den anderen Menschen einen zu finden, der noch solche Stiefel anziehen möchte."

* **Chinesisch-russischer Menschenhandel.** Die Schanghaier Fremdenpresse, die einzige, die es wagen darf, berichtet von einem geradezu schandbaren Handel, der seit kurzem an der russisch-chinesischen Grenze getrieben wird. Russische Bauern, enttäuscht und angewidert von den Zuständen, die seit Einrichtung der Kollektivfarmen in Sibirien Platz gegriffen haben, suchen in verstärktem Maße über die chinesische Grenze zu entkommen. Diese ist beiderseits scharf bewacht, und der Übertritt gelingt noch längst nicht immer. Entgeht der Flüchtling den russischen Soldaten und fällt er in die Hände der chinesischen Grenzposten, so wird er wegen unberechtigter Einreise festgenommen. Er kann aber seine Freiheit gegen Zahlung einer Sühne von 60 Dollar erkaufen. Das Geld wandert natürlich nicht in die Staatskassen, sondern in die Taschen der Grenzwachen. Leider sind aber die wenigsten Flüchtlinge in der Lage, diese 60 Dollar zu zahlen. Die Chinesen kommen aber trotzdem nicht um ihren Verdienst, denn die russischen Grenzbehörden zahlen für jeden zurückgelieferten Bauern die gleiche Summe. Dieses Gebaren der Chinesen ist um so schändlicher, als die Leute genau wissen, daß die Ausgelieferten von den Sowjetbehörden nach einer Scheinverhandlung erschossen werden. Die furchtbarsten Szenen in dieser Hinsicht spielen sich in Taheiho am Amur ab, wo die zurückgelieferten Flüchtlinge auf Boote verladen, mitten im Strom erschossen und über Bord geworfen wurden. Beide Seiten, Russen wie Chinesen, bemühen sich, dieses menschenunwürdige Verhalten zu verheimlichen. Vom Völkerbund hat bis jetzt kein Hahn nach den Opfern bolschewistischer Rachgier und chinesischer Habsucht gekräht.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.